

Verhaltener Eros

Saison-Finale der Kammermusik in der Pinakothek der Moderne

Von Glück, Liebe und verhaltenem Eros war die Rede im letzten Konzert der Reihe „XX / XXI – Neue Kammermusik plus Stimme“ der laufenden Saison. Mit ihren instrumentalen Zwischenspielen und den stets neu kombinierten Begleitinstrumenten Oboe (Gottfried Sirotek), Bratsche (Tilo Widemeyer) und Violoncello (Dietrich von Kaltenborn) passten „Die Serenaden“ op. 35 von Paul Hindemith geradezu ideal ins Konzept. Die Sopranistin Aga Mikolaj interpretierte die unterschiedlichen Stimmungen der Textvorlagen mit sicherem und warmem Ton. Ihrem konzentrierten und überzeugenden Ausdruck war es auch zu verdanken, dass die anfangs etwas uneinheitlich agierenden Instrumentalisten im Laufe des Vortrags zu einem harmonischen Zusammenspiel fanden.

Achtzig Jahre nach Hindemiths musikalischem Hochzeitsgeschenk an seine Frau Gertrud schrieb die polnische Komponistin Bettina Skrzypczak „Lettres“ für Sopran, Klarinette und Violoncello. Der textliche Ausgangspunkt der in der Pinakothek der Moderne zur Uraufführung gebrachten Komposition stammt von Guillaume de Machaut. In seinem „Livre dou Voir Dit“ (Buch der wahren Begebenheiten) schildert ein alternder Poet und Komponist seine Liebe zu einer jungen Frau. Die Klarinette ist der Singstimme zugeordnet, während dem Cello kommentierende Zwischenspiele zufallen oder das Zeichnen der Grundstimmungen: verliebtes Glück – unzufriedenes Aufbegehren – demütiges Bitten. Der Sopranistin Márta Kozsolányi gelang eine wunderbare Verbindung von mittelalterlichem Klang, wie ihn der sechseinhalf-Jahrhunderte alte Text und das melismatische Kreisen um verschiedene Grundtöne vorgeben, mit dem modernen Gestus, den die Komposition in Form von schwankenden Energiezuständen aufwies. Sayaka Schmucks unglaublich weicher Obenklang, der die Singstimme umschmeichelte, machte die Interpretation zu einem sinnlichen Genuss.

SIBYLLE KAYSER

Zaghafter Beginn

Rudy Linka geht im Nightclub nicht gleich aus sich heraus

Die Amerikaner haben das richtige Wort dafür: Rudy Linka ist „serious“, eine Mischung aus ernst, ernsthaft, seriös und auch ein wenig feierlich. Denn der in New York lebende Gitarrist aus Prag braucht im Nightclub des Bayerischen Hofes lange, bis er aus sich herauszugehen wagt. Das liegt nicht an seiner musikalischen Kompetenz. Linka ist einer der versiertesten Modernisten am halbakustischen Instrument und versteht es, den von ihm präsentierten Standards und Eigenkompositionen ungewöhnliche harmonische Farben und rhythmische Nuancen abzugewinnen. Es ist eher die Kombination seines zurückhaltenden und höflichen Naturells mit den Charakteren des Quartetts, die ebenfalls behusamt an das musikalische Material herangehen.

Da ist zum Beispiel Dan Fabricatore am Bass, ein solider Gruppenarbeiter, der allerdings sein Instrument derart zartföhlend in den Hintergrund stellt, dass man es zuweilen kaum hört. Russ Meissner am Schlagzeug wiederum ist noch in der Phase der stilistischen Selbstfindung und folgt daher ein wenig brav den Vorgaben der beiden Bandleader. Aber auch der an sich versierte Trompeter Miles Evans lässt erst im zweiten Durchlauf los und vertraut auf das eigene Talent, modern jazzige Klangräume zu gestalten. So bleibt Linka der Hauptansporn überlassen, aus den Songs abwechslungsreiche Interpretationen abzuleiten. Tatsächlich gelingt es ihm, Schritt für Schritt die Stimmung aufzubauen. Zwischen Traditionalismen und Modernismen changierend, entwickelt er seine individuelle Stilvorstellung, wägt Dissonanzen als Farbtopfer gegenüber konventionellen Linienführungen ab. So gelingt Linka das Kunststück, nach einem unentschlissenen ersten Set doch noch einen eleganten und anspruchsvollen Jazzabend bieten zu können.

RALF DOMBROWSKI

Top durch Flop

„Gretchen 89 ff“ im Theater 44

Schlechtes Theater gibt es immer wieder. Aber zurzeit nirgendwo so gut wie der im Theater 44. Hier wird gezeigt, wie üble Aufführungen entstehen, wie Klassiker zu Flops und Abontenen vergault werden – nämlich durch dumme Darsteller. Oder rauborstige Regisseure. Oder dämliche Dramaturgen. Alle auf einmal treten in dem Stück „Gretchen 89 ff“ von Lutz Hübner unter Regie von Martin Böhnlein auf.

Anja Klawun und Thomas Luft schlüpfen mühselos und mit großer Spiellust in 14 verschiedene Rollen, in denen sie immer wieder dieselben Verse probieren: Gretchens Kästchen-Szene in Goethes Faust I. Dabei skizzieren sie mit viel Spaß am Klischee, aber ohne billige Lacher, die Tücken des Theaters. Daran lässt sich ein wenig beeinflusst von der traumhaft-verträumten Atmosphäre des musealen winzigen Theaters, beim besten Willen nichts aussetzen – abgesehen vom anfänglichen Verdacht, dass die Schauspielerinnen immer ein bisschen Zicke sein muss. Doch auch dieser Eindruck wird entkräftet, als sie die Dramaturgin im Strickpullover mit laufender Nase mimt, die anbietet, alles gemeinsam zu durchleben. (Bis 26. Juni, dienstags bis samstags um 20.30 Uhr.) RUTH SCHNEEBERGER

Eine kurze Geschichte über Leben und Tod

Warum Regisseur Sikander Goldau seine Nominierung für den Studenten-Oscar gelassen nimmt



Es war wie im Film. Und plötzlich wusste Sikander Goldau, dass alles richtig laufen würde. Der Regisseur und Drehbuchautor saß zusammen mit seinem Szenenbildner in einer Bar am Oberanger. Es war ein Tag nach der letzten Klappe für „Fragile“, Goldaus Abschlussarbeit an der Hochschule für Fernsehen und Film. Aber statt das Ende der anstrengenden zehn Tage zu feiern, wälzten die HFF-Leute ein Problem: Goldau war davon überzeugt, seine Schlusssequenz mit einem Song von Bob Dylan unterlegen zu müssen. Eigentlich unmöglich, weil die Rechte unbezahlbar sind und die Manager des Superstars nicht erreichbar. So gingen die Gedanken in der Bar am Oberanger hin und her – als die beiden Männer auf einmal das Motiv des Gemäldes wahrnahmen, vor dem sie die ganze Zeit gesessen hatten. Das Porträt zeigte: Bob Dylan. Außerdem bemerkten sie – und da stellten sich Goldaus Nackenhaare auf – ein Wort, das an den unteren Bildrand gepinselt war: „Fragile“. Wie der Titel des Films. Das gute Omen machte mutig. Goldau schickte eine VHS-Kopie seines Films nach Amerika, zwei Wochen später hatte er Dylans Okay.

Jetzt erklingt das melancholische „Girl Of The North Country“, während die Hauptfigur Kathrin, gespielt von Annette Uhlen, lächelnd ihre letzten Runden auf einer Eislaufbahn dreht – und zart besäetete Zuschauer nach Taschentüchern kramen. In anrührenden 20 Minuten erzählt „Fragile“ die Geschichte dieser Frau, die einen tödlichen Autounfall hat, aber noch nicht bereit ist zu sterben.

Das letzte „Ich liebe dich“

Kathrin bekommt die Chance, sich zu verabschieden, ihren Kindern, dem Mann und der Mutter ein letztes Mal „Ich liebe dich“ zu sagen. Eine ganz einfache Geschichte über die Zerbrechlichkeit des Lebens. Eine ganz einfache Botschaft: „Es geht darum, sich seiner Vergänglichkeit bewusst zu werden, ohne darüber traurig zu sein“, sagt Sikander Goldau. Der 35-jährige Nachwuchs-Regisseur hat zurzeit ohnehin allen Grund zur Freude: „Fragile“ lief auf mehreren internationalen Festivals, bekam gute Kritiken und eine Reihe wichtiger Auszeichnungen: unter anderem den Audience Award für den besten internationalen Kurzfilm beim International Film Festival in Los Angeles.

Vor zwei Wochen schließlich gab die Oscar-Akademie in Beverly Hills bekannt, dass „Fragile“ für den Academy's Honorary Foreign Film Student Award 2004, den Studenten-Oscar, nominiert ist. Am 13. Juni wird der Preis in Beverly Hills vergeben. Gewinne Goldau, wäre er in Gesellschaft von deutschen Filmern wie Katja von Garnier, Florian Baxmeyer, Marc-Andreas Bochert, Wolfgang Becker und Florian Gallenberger, die den Award schon mit nach Hause brachten und daraufhin noch weitere Erfolge feierten. Gallenberger bekam ein Jahr nach dem Studenten-Oscar einen Oscar, Baxmeyer ist dieses Jahr dafür nominiert.

Sikander Goldau erfährt wahrscheinlich schon diese Woche, ob er sich in der Endrunde gegen seine Konkurrenz aus Russland, Dänemark und der Schweiz durchsetzen konnte. Trotzdem gibt er sich gelassen. Er sagt: „Das packt mich absolut null an. Wenn es passieren soll, passiert es.“ Es ist ihm wichtig zu betonen, dass er mit solchen Sprüchen nicht kokettieren wolle. Es sei einfach so, dass er locker bleiben, bloß keinen Krampf bekommen möchte im Angesicht der Anerkennung. Seine Grundhaltung, sagt er, sei Dankbarkeit, und für Erfolg hat er ein eigenes Synonym: „Ein Produkt von Leidenschaft und Handwerk.“ Früher habe er geglaubt, die Wahrnehmung der Realität sei relativ, heute glaube er, die Realität selbst sei es – und er glaube, dass ihm widerfähre, was er glaubt. „Wenn es ins Laufen kommt, läuft es.“ Wie die Sache mit Bob Dylan.

Die Idee zu „Fragile“, erzählt Goldau, trage er im Grunde schon seit seiner Kindheit mit sich herum. Geboren ist er in Pakistan, aufgewachsen bei deutschen Adoptivellern in Friedrichshafen am Bodensee. Als er ungefähr zehn Jahre alt war, bekam er ein Büchlein mit dem Titel „Interview mit einer Eintagsfliege“ geschenkt, in dem das kurzlebige Insekt flapsig über seine Vergänglichkeit Auskunft gab und diese überhaupt nicht bemerke. „Die Tatsache, dass der Mensch stirbt, ist das Einzige, was er wirklich genau weiß“, sagt Goldau, „trotzdem beschäftigt sich kaum einer damit.“ Bis er sich selbst filmisch damit beschäftigen wollte, verging eine lange Zeit. Goldau lebte als Zeichner von Storyboards und Illustrationen für Film und Fernsehen. Er arbeitete an teuren Projekten, hatte mit Kollegen zu tun, die die ganz aufwändigen Sachen produzierten, die mit Hollywood konkurrieren woll-

ten. Seine härtesten Erfahrungen machte Goldau mit seinem 1998 beendeten Film „Scarmour“, der ihm sechs Jahre seines Lebens kostete. Der Aufwand war enorm, die Star-Besetzung vom Feinsten – das Budget reichte bis zum ersten Drehtag. „Fragile“ sah Sikander Goldau als Chance, noch einmal alles anders anpacken zu können – frei genug, auch Fehler machen zu dürfen. Der bayerische Film- und Fernsehfonds unterstützte das Vorhaben mit 50 000 Euro. Goldau nahm Hamid Baroua und Michael Polle als Produzenten mit ins Team und verfasste ein Bekenntnis: „Mein Ziel lautet: Understatement. Immer weiter reduzieren, bis man kein Konzept mehr sieht, keine visuelle Ambition, keine Stilisierung, keine Musik und keine Kamera wahrnimmt. Sondern einzig und allein die Geschichte.“ Ein Dogma will Goldau nicht aus dieser postulierten Einfachheit machen. Überhaupt hat er sich angewöhnt, die Worte „finde ich“ an seine Meinungsäußerungen zu hängen – er findet, es gibt schon genug herablassende Insider, die immer ganz genau wissen, wo es langgeht und wie schlecht die anderen sind.

Natürlich gibt es jetzt auch eine Hand voll Leute, die Goldaus Film heftig kritisieren – vor allem wegen seines spirituel-



len Hintergrunds und des reflektierenden Voice-Over-Textes, den eine Engel-artige Figur spricht.

Goldau erklärt sich die Ablehnung damit, dass „Fragile“ absolut unzynisch und in seiner Emotionalität nicht „jazzig cool“ sei – in der Branche weit verbreitet ist etwas anderes. Aber auch, was Angriffe angeht, bleibt Goldau gelassen. Er findet, er und sein Team seien „auf ein paar Weichen geschickt“ worden. „Wenn es ins Laufen kommt, läuft es.“ Wie die Sache mit Bob Dylan. Oder die mit dem Reh. Das Wild spielt eine Schlüsselrolle im Film. Beim Dreh musste es unbedingt in eine bestimmte Richtung rennen, um die Aufnahmen nicht zu verpatzen. Es war nicht voraussehbar, wohin das un-dressierbare Tier tatsächlich hasten würde. Es lief auf Anhieb richtig.

JOCHEN TEMSCH

Heftiger Ausbruch

Esa-Pekka Salonen und die Junge Münchner Philharmonie

Am Ende gab es überbordenden Applaus nach Schostakowitschs Fünfter Symphonie für Esa-Pekka Salonen und die Symphonische Meisterklasse der Jungen Münchner Philharmonie. Der Herkulesaal war ausverkauft, mit überwiegend jungem Publikum besetzt. Da war mit der gleißenden, geradezu brutalen Schlussapotheose eines wie unter der Knute erzwungenen Jubel-Finales aus der Feder des von Stalin geschmähten Komponisten eine Aufführung zu Ende gegangen, die die überaus fruchtbare Arbeit Salonens mit dem in der Mehrheit aus weiblichen Mitgliedern bestehenden Orchester bezeugte. So lärmend mit vielfach gebrochenem Blech, Becken und dumpfem Paukenschlag exzerziert, blieb von der vermeintlichen Anbiederung Schostakowitschs an die Machtaber nichts mehr übrig.

Schon der Kopfsatz war ebenso detailreich genau wie mit großem Atem gespielt. Hindernd, wie sich Bläserfarben in den satten Streicherklang mischten, wie die Ambivalenz des Hauptthemas in der Schwebelage gehalten, der Höhepunkt zielstrebig angepeilt war. Von beiführender Schärfe und eiskalter Präzision dann das Mahlersche Ausdrucksfeld beschwörende Allegretto, verzehrend langsam und ausdrucksvoll das weit ausgreifende Largo, von Salonen ohne Stab mit geradezu „sprechender“ Gestik modelliert.

Bereits mit der Kammer-symphonie in c-moll op. 110a, der Adaption des Streichquartetts Nr. 8 durch Rudolf Barsch, war das Niveau des Konzerts vorgegeben. Dieses 1960 in seiner Streichquartett-Fassung uraufgeführte Werk beginnt und endet ebenso autobiografisch mit Schostakowitschs Monogramm D-Es-C-H (D. Sch.) wie es dem „Gedenken an die Opfer des Faschismus und des Krieges“ gewidmet ist.

Unter Leitung von Konzertmeister Radoslaw Szulc wurde daraus eine trotz aller Trauer betörend schöne Musik, aufgelockert durch fein verästelte solistische Passagen, während die schnelleren Mittelsätze in ihren Forte-Strissimo-Schlägen zu zwingenden Ausbrüchen roher Gewalt wurden. Auch hier waren technische Brillanz und musikalischer Ausdruck auf gleich hohem Niveau.

KLAUS KALCHSCHMID

Starker Abgang

„Die Zeit der Plancks“ tragikomisch in Halle 7

Wie ist das eigentlich, wenn man stirbt? Ist es ein elendes Dahinsiechen, ein plötzliches Abtreten? Und der Moment des Übergangs, ist der nicht bei allen Menschen gleich? Dieser Frage geht Sergi Belbel in seinem Theaterstück „Die Zeit der Plancks“ nach, das in der Halle 7 unter Regie von Claus Peter Seifert Premiere feierte. Darin geht es nicht um den Tod als Dasein nach dem Leben, sondern um den Akt des Ablebens an sich. Mit dem müssen sich Anna, Maria, Laura, Rosa und ihre Mutter befassen, denn Vater Planck liegt im Sterben.

Max Planck hatte ein grauenvolles Leben: Seine erste Frau und vier Kinder starben vor ihm. Der Tod war eine Erlösung, heißt es im Stück. Vater Planck hat mit seinem Namensvetter jedoch wenig gemeinsam und will mitnichten gehen. Doch was nützt alles jamnern, er liegt nun einmal auf dem Sterbebett. Kann man ihn überhaupt fassen, diesen Moment des Übergangs? Diese Frage treibt die jüngste Tochter in den Wahnsinn. Alle anderen sind damit beschäftigt, alte Streitigkeiten aufzuwärmen, ihr Leben in Frage zu stellen und sich und anderen den Tod zu wünschen. Wie könnte es auch Versöhnung geben, wenn die vielen Töchter nur deswegen existieren, weil der Vater sich immer einen Sohn gewünscht hat?

Das Stück, das Belbel für seinen Vater geschrieben hat, ist Komödie und Tragödie zugleich, wirft große Fragen der Menschheit auf und bleibt doch leichte Kost. Die Vorstellung lebt von durchweg guten Schauspielern – vor allem Christina Hucke glänzt mit ihrer grandiosen Synchronsprecher-Stimme. Bisweilen gleitet das Ganze ins grenzwertig Surreale ab – aber das macht der Tod schmerzlos leicht auch. (Weitere Vorstellungen gibt es noch täglich vom 18. bis 20. Mai um 20 Uhr.) RUTH SCHNEEBERGER

„Spielwütige“ siegen

Preisvergabe beim Dokfest

Zum Abschluss des 19. Internationalen Dokumentarfilmfestivals (Dokfest) sind am Wochenende die Preise verliehen worden. Den mit 10 000 Euro dotierten Dokumentarfilmpreis des Bayerischen Rundfunks erhält der Film „Die Spielwütigen“ von Andres Veiel, der über einen Zeitraum von sieben Jahren hinweg das Heranreifen von Schülern der Schauspielschule Ernst Busch in Berlin zeigt. Der Festivalpreis für den Besonderen Dokumentarfilm, dotiert mit 2500 Euro, geht an „Mahssochim – Checkpoint“ von Yoav Shamir aus Israel.

Der Film- und Fernsehfonds Bayern vergab seinen mit 5000 Euro dotierten FFF-Förderpreis Dokumentarfilm beim Dokumentarfilmfestival zu gleichen Teilen an die Filme „Über Stock und Stein“ von Kai Schröter und Jens Utz sowie „Am Arsch der Welt“ von Claus Strigel. „Über Stock und Stein“, der einen Stock-Car-Club in der Oberpfalz porträtiert, erhält außerdem den erstmals vergebenen Avid Förderpreis, über den ebenfalls die FFF-Jury entschied. jt

Verantwortlich: Antje Weber

Wir wussten nicht, wie berühmt wir waren

Die Rückkehr der „Zombies“: Rod Argent und Colin Blunstone treten heute im Backstage auf

The Zombies gelten als eine der unterschätztesten Bands der sechziger Jahre. Mit „She's not there“ und „Time of the season“ hatte die englische Band Welt-hits, Kritiker stellten sie auf eine Stufe mit den Beatles und den Beach Boys. Weil ihre anderen Singles selten kommerziell erfolgreich waren, trennten sich die Zombies 1968. Seit kurzem gehen Songwriter Rod Argent und Sänger Colin Blunstone unter altem Namen wieder auf Tour. (Heute im Backstage, 20 Uhr.)

SZ: Warum lassen Sie nach über 35 Jahren die Zombies wieder auflieben?

Argent: Vor drei Jahren gab ich mit einer Band ein Wohltätigkeitskonzert. Colin stand im Publikum. Ich bat ihn auf die Bühne, um „She's not there“ zu singen. Ich war völlig überwältigt, denn es fühlte sich so an, als hätten wir das letzte Mal vor zwei Wochen zusammengespült.

SZ: Sie haben dann gleich eine neue CD aufgenommen.

Argent: Wir sind zunächst nur als Rod Argent & Colin Blunstone aufgetreten. Das lief so gut, dass ich zehn Songs geschrieben habe, bei denen ich immer die Stimme von Colin im Hinterkopf hatte – genau wie in den Sechzigern. Es klang zum ersten Mal wieder wie die Zombies. Danach machten wir unter dem alten Namen weiter.



Unterschätzte „Zombies“: Rod Argent (r.) und Colin Blunstone. Foto: J. Totton

SZ: Warum machten Sie damals nicht gleich weiter, als Sie einen Welthit hatten?

Argent: Als „Time of the season“ überall die Hitlisten anführte, hat man uns Unsummen geboten, um noch einmal zusammen auf Tour zu gehen. Aber das wäre nicht ehrlich gewesen, weil die Band zu diesem Zeitpunkt schon lange auseinander war. Wir wussten einfach nicht, wie berühmt wir waren, deswegen haben wir auch oft nicht das Geld bekommen, das uns zugestanden hätte. Ganz zum Ende der Zombies-Zeit sind wir auf den Philippinen aufgetreten – uns waren 80 Pfund pro Abend versprochen worden. Dann haben wir an zehn Abenden vor insgesamt 45 000 Leuten gespielt.

SZ: Was macht eigentlich Ihr früherer Bassist Chris White?

Argent: Er singt auf vier Liedern der neuen CD mit. Aber er macht schon lange nicht mehr professionell Musik, genauso wie Hugh Grundy, unser Schlagzeuger. Paul Atkinson ist in diesem Frühjahr gestorben. Wir spielen jetzt auch für ihn.

Interview: Jörg Schallenberg

Beirut und lange Beine

Zwei sehenswerte Ausstellungen zu Nacktheit und Identität

gegangen Bilder von Jemima Stehli beziehen ihren Reiz aus einem klar kalkulierten Spannungsfeld zwischen Zitat und Neuinszenierung. (Bis 23. Juni, Galerie Bernd Klüser, Georgenstraße 15.)

„Tanit“ war die phönizische Göttin der Fruchtbarkeit. In München existiert seit Jahrzehnten eine aufgrund der Qualität ihres Programmes anerkannte Galerie gleichen Namens. Tribut an die libanesische Herkunft der Eignerin Naila Kunig, die jetzt erstmals mit einer

Ausstellung die eigenen Wurzeln preisgibt. In ihrer Galerie zeigt sie eine von der befreundeten Münchner Kritikerin Anne Maier kuratierte Auswahl zeitgenössischer libanesischer Künstler. Sehenswert! Zum Beispiel die Arbeit „Beirut does not exist“ von Joana Hadjithomas und Khalil Joreige. Auf einen Spiegel ist das in Puzzleteile zerlegte Luftbild der libanesischen Hauptstadt montiert. Jeder Besucher ist aufgefordert eines der Bildteilchen an sich zu nehmen, solange bis das Bild der Stadt

verschwunden ist. Eine andere faszinierende Arbeit: Der in Beirut lebende Armenier Akram Zaatari entdeckte im Kleiderschrank seiner Mutter laszive Nacktfotos seiner Großmutter, datiert 1959 und signiert mit „Van Leo, Kairo“. Der Künstler reiste nach Kairo, fand den gealterten Fotografen in einem plüschig kitschigen Fotoatelier. Das daraus resultierende Video vereint Welten, die nach heutigem Ermessen unvereinbar sein müssten. Bilder aus Beirut, einer Stadt, die vor 20 Jahren vom Bürgerkrieg zerfetzt worden ist und deren Bewohner – so man den Eindrücken der Ausstellung vertrauen darf – ihre Traumata von einst erst jetzt mit gelassenem Fatalismus zu überwinden suchen. (Bis 25. Juni, Maximilianstraße 45.) CHRISTOPH WIEDEMANN